Gastkolumne

Was haben Werte in der Wissenschaft verloren?


ILLUSTRATION: GABI KOPP

Forscher können das moralisch Richtige nicht herleiten. Was sie aber tun können: Ihre eigenen Grenzen erkennen



Caspar Hirschi

Das Internet ist voller Sprüche von klugen Köpfen, die diese nie gesagt haben. Dem Mathematiker Henri Poincaré wird die Weisheit zugeschrieben: «Es kann keine wissenschaftliche Moral geben, aber es kann eine unmoralische Wissenschaft geben.» Der Satz klingt gut, aber nur die erste Hälfte stammt von Poincaré. Was er 1905 in seinem Buch «Der Wert der Wissenschaft» geschrieben hat, läuft eher auf das Gegenteil hinaus: «Es kann keine wissenschaftliche Moral geben, so wenig wie es eine moralische Wissenschaft geben kann.»

Für Poincaré gab es zwischen Moral und Wissenschaft weder einen Widerspruch noch eine Übereinstimmung, weil gar keine Berührungspunkte existierten: «Sie können sich nicht begegnen.» Aus der Sicht eines Mathematikers leuchtet die Aussage ein. Eine mathematische Formel ist richtig oder falsch, sie kann nicht gut oder böse sein. Poincaré meinte jedoch die Wissenschaft als Ganzes, und darin lag eine gewisse Brisanz.

Wie etwa steht es um die angebliche Moralfreiheit von Fächern wie Chemie, Medizin oder Ökonomie? Je grösser das Versprechen auf einen gesellschaftlichen Nutzen einer Wissenschaft ist, desto rascher kommt die Moral ins Spiel. Schon die Frage, was wie für wen und wozu erforscht werden soll, lässt sich ohne moralische Erwägungen gar nicht beantworten.

Dennoch traf Poincaré einen Punkt, als er von der Unmöglichkeit einer moralischen Wissenschaft sprach. Nur ein Jahr zuvor hatte sich ein führender Forscher aus einer anderen Disziplin gründlicher mit dem Thema beschäftigt. Was der Soziologe Max Weber 1904 zur Rolle von Werturteilen in der Wissenschaft sagte, könnte aktueller nicht sein. Zunächst stellte er fest, dass die Erkenntnisinteressen von Forschenden stets von Wertepriorităten geleitet sind. Wer die Ursachen der gesellschaftlichen Ungleichheit untersucht, kann dies nicht unvoreingenommen tun, und die eigene moralische Einstellung fliesst in die Wahl der Methode wie in die Präsentation der Befunde ein.

Zugleich aber betonte Weber: «Eine empirische Wissenschaft vermag niemanden zu lehren, was er soll, sondern nur, was er kann und – unter Umständen – was er will.» Forschungsbefunde enthalten keine Handlungsanweisungen, sondern höchstens Möglichkeitsräume. Weber kritisierte damit «den Glauben an eine ‹ethische› Wissenschaft der Nationalökonomie», die aus ihrem Stoff Imperative für die Politik ableiten wolle. Dieser Glauben verwandle Professoren in Prediger und führe zur Verkleidung subjektiver Wertepriorităten als objektive Wahrheiten. Forscher versammelten sich in Zeitschriften mit der ihnen genehmen «Tendenz» und ihre Fähigkeit, wissenschaftliche Qualität von weltanschaulicher Opportunität zu unterscheiden, schwinde.

Dagegen formulierte Weber das Ideal der «Werturteilsfreiheit» der Wissenschaft. Mit ihm verband er gerade nicht, wie spätere Kritiker monierten, die Auffassung, moralische Überzeugungen liessen sich am Eingang des Forschungsinstituts wie einen Mantel an die Garderobe hängen, um danach den Laborkittel der reinen Wissenschaft überzustreifen. Im Gegenteil, er forderte Kollegen auf, «sich selbst und den Lesern scharf zum Bewusstsein zu bringen», wie ihr Bild der Wirklichkeit von Werturteilen geprägt sei. Werturteilsfreiheit war für ihn kein erreichbares Ziel, sondern eine Maxime zur Selbstbescheidung. Gegen Poincaré gesprochen: Wenn es eine wissenschaftliche Moral gab, so bestand sie darin, die engen Grenzen des eigenen Geltungsbereichs offen einzugestehen.

> Heute wird Max Webers Maxime zur Selbstbescheidung kaum noch beachtet. Dabei wäre sie gerade in Krisenzeiten wichtig.

Weber verdammte damit die Wissenschaft keineswegs zum politischen Eunuchentum, wie es Kritiker ebenfalls beklagten. Schliesslich war er selber Wissenschafter und Politiker. Er verlangte nur, dass Forscher, wenn sie politische Forderungen aufstellten, nicht den autoritären Hut des wissenschaftlichen Experten, sondern die demokratische Mütze des engagierten Bürgers aufsetzen.

Heute wird Webers Maxime zur Selbstbescheidung kaum noch beachtet. Dabei wäre sie gerade in Krisenzeiten wichtig, wo die Politik stark auf wissenschaftliche Expertise angewiesen ist. Würde sie respektiert, könnte die Politik die Last ihrer Verantwortung weniger leicht an Expertengremien abschieben, und die Wissenschaft ihrerseits wäre besser in der Lage, das zu tun, was sich Weber für seine eigene Zeitschrift gewünscht hat: dass auch «scharfe politische Gegner zu wissenschaftlicher Arbeit zusammenfinden» und sich durch «sachlich-wissenschaftliche Kritik» weiterbringen.

Caspar Hirschi ist Professor für Allgemeine Geschichte an der Universität St. Gallen.